

Nelia Schmid König

# Vom Verschwinden der Kindheit

Jugend im Wandel der Zeit



Mabuse-Verlag

Vom Verschwinden der Kindheit

Für  
Markus  
Claude, Laura, Cindy und Yannick

**Dr. Nelia Schmid König**, geboren 1956, ist Literaturwissenschaftlerin und Psychoanalytikerin für Kinder, Jugendliche und Paare. Sie arbeitet auch als Supervisorin für LehrerInnen und ErzieherInnen.  
Kontakt: [nskmar@aol.com](mailto:nskmar@aol.com), [www.neliaschmidkoenig.de](http://www.neliaschmidkoenig.de)

Nelia Schmid König

# Vom Verschwinden der Kindheit

Jugend im Wandel der Zeit

Mabuse-Verlag  
Frankfurt am Main

---



### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren AutorInnen und zum Verlag finden Sie unter: [www.mabuse-verlag.de](http://www.mabuse-verlag.de).

Wenn Sie unseren Newsletter zu aktuellen Neuerscheinungen und anderen Neuigkeiten abonnieren möchten, schicken Sie einfach eine E-Mail mit dem Vermerk „Newsletter“ an: [online@mabuse-verlag.de](mailto:online@mabuse-verlag.de).

© 2019 Mabuse-Verlag GmbH

Kasseler Str. 1 a

60486 Frankfurt am Main

Tel.: 069 – 70 79 96-13

Fax: 069 – 70 41 52

[verlag@mabuse-verlag.de](mailto:verlag@mabuse-verlag.de)

[www.mabuse-verlag.de](http://www.mabuse-verlag.de)

Lektorat: Claudia Weingartner, Icking

Umschlaggestaltung: Marion Ullrich, Frankfurt/M.

Umschlagfoto: © mauritius images/imageBROKER

ISBN: 978-3-86321-437-1

eISBN: 978-3-86321-500-2

Alle Rechte vorbehalten

# Inhalt

Vorwort: Wundenvoll und wundervoll . . . . . 9

Einleitung . . . . . 12

## Erster Teil

1. Noch nie haben Eltern so viel gewusst – und so unsicher erzogen . . . . .	16
2. Am Mittagstisch reden die Eltern . . . . .	19
3. Die gut informierte Elterngeneration . . . . .	24
4. Die globalisierten Eltern . . . . .	29
5. Symptome am Fließband . . . . .	35
5.1 Modediagnosen und Trends . . . . .	36
5.1.1 ADHS – Die erfundene Krankheit . . . . .	36
5.1.2 Essstörungen und der Kult um den Körper . . . . .	39
5.1.3 Das hochsensible Kind . . . . .	41
6. Die symbolische Handlungssprache . . . . .	46
6.1 Psychosomatische Ausdrucksformen . . . . .	48
6.1.1 Einnässen . . . . .	49
6.1.2 Einkoten . . . . .	50
6.1.3 Magersucht . . . . .	51
6.1.4 Ritzen . . . . .	52
6.1.5 Kiffen . . . . .	54
6.1.6 Depression . . . . .	56
6.1.7 Komasaufen . . . . .	57
6.1.8 Internetsucht . . . . .	59

## Zweiter Teil

1. Aurelia (64 Jahre, Violinistin) . . . . .	62
1.1 Ihre Kindheitserzählung . . . . .	63
1.2 Die heutige Eltern-Kind-Bindung . . . . .	70
1.3 Jeder hat zu tun . . . . .	71
1.4 Krippe, ja oder nein? . . . . .	79
1.5 Zwei Frauengenerationen ins Private verbannt . . . . .	81
2. Chris Gittner (81 Jahre, Kindergartengründerin) . . . . .	82
2.1 Ihre Kindheitserzählung . . . . .	85
2.2 Die rebellierende Generation . . . . .	91
2.3 Schweigende Eltern sind gefährlich . . . . .	93
3. Lara (57 Jahre, Pianistin und Komponistin, Kinesiologin) . . . . .	94
3.1 Ihre Kindheitserzählung . . . . .	95
3.2 Das antwortende Gegenüber . . . . .	100
3.3 Leidenschaft – Eine Lebensessenz . . . . .	101
4. Hans Hopf (76 Jahre, Kinderpsychoanalytiker) . . . . .	104
4.1 Seine Kindheitserzählung . . . . .	105
4.2 Die guten Objekte . . . . .	108
4.3 Unsere verinnerlichten Beziehungserfahrungen . . . . .	108
5. Silvia (59 Jahre, Künstlerin, Heilpraktikerin) . . . . .	112
5.1 Ihre Kindheitserzählung . . . . .	114
5.2 Traumatisierung der Kindheit . . . . .	119
5.3 Die Sache mit den Genen . . . . .	121
6. Mischa (74 Jahre, Verlegerin) . . . . .	130
6.1 Ihre Kindheitserzählung . . . . .	133
6.2 Das mutterverlassene Kind . . . . .	139
7. Richard Marx (93 Jahre, Psychoanalytiker) . . . . .	141
7.1 Seine Kindheitserzählung . . . . .	142
7.2 Kairos trotz Chronos oder Tiefe trotz Untiefe . . . . .	146
7.3 Die Liebesbeziehung der Eltern . . . . .	148

## Dritter Teil

1. Paradigmenwechsel – Kindheit heute ist anders als Kindheit früher . . . . .	151
1.1 Die Kind-Erwachsenen . . . . .	151
1.2 Vom Vitalitätsmangel heutiger Kinder . . . . .	154
1.3 Das müde Kind von heute . . . . .	157
2. Schulen der Zukunft am Beispiel der Anne-Frank-Realschule . . . . .	159
2.1. Lernhäuser . . . . .	166
2.2. Lernbüro . . . . .	168
3. Die Kinder als verbale Überflieger . . . . .	171
4. Die Eltern und ihr Logorrhö-Erziehungsstil . . . . .	174
5. Die unkonzentrierte Generation . . . . .	175
5.1 Die digitalisierte Jugend . . . . .	175
5.2 Das Handy als Ersatzdroge . . . . .	176
5.3 Das schlafgestörte Kind . . . . .	180
6. Die einsamen Kinder . . . . .	185
7. Identität und Identifikation . . . . .	188
7.1 Der lange Weg zur Identität . . . . .	189
7.2 Lernen durch Identifikation . . . . .	190
7.3 Eltern zwischen Schuldgefühl und Selbstmitleid . . . . .	191
8. Die Jugend hat das Wort . . . . .	196
8.1 Junge Frauen mit Visionen – Anna (18), Jessica (18), Luna (17) . . . . .	197
8.2 Mit Mann, Kind und Kreativität – Die Zukunftspläne von Marie (19) . . . . .	202
8.3 Wünsche eines selbstbewussten Paares – Rebecca (18) und Roger (19) . . . . .	204
8.4 Begegnung mit sechs jungen Menschen – Ein Fazit . . . . .	207
8.5 Leos Abiturrede (Luisengymnasium München) . . . . .	208



9. Empört euch doch bitte, liebe Eltern . . . . .	212
9.1 Tat- und Handlungsort 1: Schule . . . . .	212
9.2 Tat- und Handlungsort 2: Beruf. . . . .	218
9.3 Tat- und Handlungsort 3: Familie . . . . .	220
10. Schlussbemerkung . . . . .	228
11. Der Brief eines jungen Mannes . . . . .	231
Danksagung . . . . .	233
Literaturverzeichnis . . . . .	235

# Vorwort: Wundenvoll und wundervoll

Wer ein Auto führen will, braucht einen Führerschein. Ohne Führerschein fahren, ist strafbar. Wer ein Segelboot ohne einen Segelschein fährt, handelt den Gesetzen zuwider. Welche Prüfung braucht es, um Mutter und Vater zu werden und dies dann zu sein?

Nelia Schmid König hat im Rahmen ihrer therapeutischen Arbeit mit Hunderten von Kindern, Müttern und Vätern gesprochen und ihnen zugehört. Viele dieser Geschichten finden wir in diesem Buch. Es lohnt sich, sie zu lesen, hinzuhören auf diese Zeugnisse. Denn es ist ein Hineinhorchen in das Menschsein. Dabei findet man, falls man so etwas überhaupt sucht, kein allgemeines Urteil, keine Allgemeingültigkeit des Menschseins. Man findet kein eindeutiges „Wer?“. Es gibt das missbrauchte Pflegekind in der frühen Nachkriegszeit, den verwöhnten Jungen, der unaufhörlich Nachrichten auf seinem Smartphone liest und beantwortet. So wie es sieben Milliarden Menschen gibt, die alle unterschiedlich und einzigartig sind, gibt es keine einfachen Erklärungsmuster, keine „zehn Tipps“ zur perfekten Erziehung, keine Ratschläge, die man einfach umsetzen kann.

Dies ist auch kein Buch zum „Was?“ der Erziehung, also kein Buch über DEN Heranwachsenden oder DIE Heranwachsende. Denn jedes Individuum ist das Ergebnis seiner Geschichte, seiner Bindungsfähigkeit, seines individuellen Erlebens.

Doch einen roten Faden gibt es in dem Buch. Es sind die Hinweise zum „Wie?“ des Umgangs mit dem Elternsein: die Bedeutung des Respekts vor der Individualität des Kindes und des Partners, die Zentralität der Bindungsfähigkeit, der Wert der Aufmerksamkeit, die Bedeutung des Aufbaus und der Pflege des Vertrauens als dem Rohstoff der Liebe.

So erfährt der Leser zugleich etwas über die Komplexität individueller Psychogramme sowie über die scheinbare Einfachheit des Umgangs mit ihnen. Die Texte sind geprägt von einer faszinierenden Mischung aus psychologischer Analyse und der immer wiederkehrenden Rückbesinnung auf den gesunden Menschenverstand.

Die Positive Psychologie hat uns in den letzten 20 Jahren nahegebracht, welches Potential darin liegt, Stärken zu erkennen, bei sich und den anderen, und diese zu stärken. Davon zeugen viele der berührenden Schicksale, die Nelia Schmid König uns lebendig schildert.

Dieses Buch ist *wundervoll*. Es legt die vielen Wunden bloß, die Eltern und Familien ihren Kindern zugefügt haben. Dabei benutzt Schmid König keine Schablonen und lässt den Leser erst mitdenken, bevor sie ein eigenes Urteil fällt. Wenn sie es fällt. Oft lässt sie das Urteil offen und erlaubt dem Leser eine Reflexion, eine Beteiligung. Sehr oft wiederum traut sie sich, ergreift Partei, nimmt kein Blatt vor den Mund und spricht schonungslos Fehler an, diejenigen vieler Eltern, aber auch ihre eigenen. Nicht selten in deutlicher Sprache, ohne sich hinter -ismen zu verstecken. Da gewinnt sie eine starke, solide Glaubwürdigkeit als Autorin und Psychoanalytikerin. Und man fühlt sich nicht belehrt, sondern beschenkt.

Insofern ist dieses Buch *wundervoll*. Es zeigt die Wunder geretteter Seelen, die Traumata begriffen haben, verwunden und in kreatives Leben verwandeln. Die Autorin sammelt erfrischende Zeugnisse junger Menschen aus Deutschland und der Schweiz, die Hoffnung geben.

Augenfällig werden die Parallelen zwischen dem Handeln erfahrener Führungskräfte und demjenigen weiser Eltern, wenn man die drei Pfeiler der Motivation nach Daniel Pink betrachtet, wie wir sie in der (neuen) Wirtschaft anwenden. Sie lauten: Exzellenz, Autonomie und Sinnhaftigkeit. So wie man das Potential von Mitarbeitenden entfalten und ihre Leistung und ihr Glücksgefühl steigern kann, so kann man Kindern Freiräume geben und die Verantwortung dafür übertragen, ihre eigenen Talente (Exzellenz) zu bewahren und mit einer Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns, Heranwachsens, Lernens zu verbinden.

Gute Führung bedeutet: Zuhören, Befähigen, Ermächtigen, indem man Verantwortung überträgt und den Mut aufbringt, immer wieder

in Vertrauen zu investieren. Besteht der Führerschein für das Eltern-Werden nicht vielleicht aus denselben Prüfungen, die man meistern muss, um eine gute Führungskraft zu sein?

Gute Führung erlaubt die Übergabe von Verantwortung, die Förderung von Selbstbestimmung. Dies wiederum erlaubt es den Menschen, das Projekt des eigenen Lebens in die Hand zu nehmen, es zu gestalten und damit zu besitzen. Nicht das Leben der anderen zu leben, sondern das eigene.

Laotse schreibt über Führung:

*Der beste Führer ist der, dessen Existenz gar nicht bemerkt wird,  
der zweitbeste der, welcher geehrt und gepriesen wird,  
der nächstbeste der, den man fürchtet  
und der schlechteste der, den man hasst.*

*Wenn die Arbeit des besten Führers getan ist, sagen die Leute:  
„Das haben wir selbst getan.“*

Nelia Schmid König zeigt uns also eine Mutter, einen Vater, die wie die besten Führer dafür sorgen, dass die Kinder sagen können: „Das haben wir selbst getan.“ Gibt es einen besseren Beweis für eine gelungene Beziehung zu den eigenen Kindern als die Heranführung an die Autonomie in der Gestaltung des eigenen Lebensentwurfs durch die Heranwachsenden selbst?

Man wünscht sich, dieses Buch früher gehabt zu haben, wenn man schon erwachsene Kinder hat. Man freut sich, es jetzt lesen zu dürfen, wenn die Kinder noch klein sind. Den Führerschein für die Prüfung, die es erlaubt, Kinder großzuziehen, kann nur das Leben verleihen. Aber Nelia Schmid Königs Werk hilft Mutter und Vater, den wahren Herausforderungen ins Gesicht zu schauen, es gibt Mut und damit Hoffnung.

*Emilio Galli Zugaro  
Business Coach, Bruder, Ehemann,  
vierfacher Vater und mittlerweile, ohne Mutter und Vater.*

# Einleitung

Die heutige Jugend ist eine unverständene – von der Elternseite aus betrachtet. Vielen Eltern gibt sie Rätsel auf: „Die haben es so verdammt gut. Keine Kriege, keine Nöte, behütet, ernstgenommen. Warum haben die so große Probleme, ich kapiere's nicht!“ So der Aufschrei eines Vaters und Juristen, dessen Sohn wegen wiederholten Dealens Jugendarrest aufgebrummt bekommen hat.

Ich habe es auch lange nicht so richtig verstanden. Eine verwöhnte, gesättigte und in vieler Hinsicht gut genährte Jugend produziert Symptome wie am Fließband.

Als Psychoanalytikerin mit alltagspolitischem Bewusstsein beginnt man dann irgendwann nachzudenken: Ist es so schlimm mit der heutigen Jugend, wird nicht maßlos übertrieben? Wem dient denn die Problematisierung der heutigen Jugend, öffnen sich dadurch vielleicht neue Märkte? Etwa der Markt der Elternratgeber? Oder der Riesensportmarkt an sportlichen Aktivitäten, die speziell auf junge Menschen ausgerichtet sind? Einige der älteren Jugendlichen unter meinen Patienten sind nicht ganz so regelmäßig in der Schule, doch ziemlich verlässlich im Wahrnehmen ihrer Fitnessstermine. Dann gibt es Modelinien, die den Geldbeutel der Zwölf- bis 16-Jährigen im Auge haben. Oder Jugendreise-Organisationen, die für nicht geringes Geld Portugal, Spanien oder Frankreich für „solche Jugendliche, die mal unter sich sein wollen“, anpreisen. Ein Zelt fehlt bei solchen Jugendcamps nie: Nämlich das für Verhütungsfragen, in dem „Dr. Sommer“ Antworten gibt. Mit einem kleinen Schmunzeln möchte ich hier anmerken, dass wir vor fast einem halben Jahrhundert auch ohne „Dr. Sommer“ nicht schwanger aus dem Pfadfinderurlaub zurückgekehrt sind. Mit ziemlicher Gewissheit waren wir damals nicht so gut aufgeklärt, doch die Eltern haben uns mehr zugetraut. Und wir waren meistens imstande, auf uns aufzupassen. Oder waren wir schlichtweg zu anständig? Nein,

nicht doch. Ich möchte hier keine Klischees aufbauen, weder in Richtung der Eltern und früherer Generationen, noch in Richtung der heutigen Jugend. Klischees setzen uns Menschen doch nur unter Druck. Entweder ertappen wir uns dabei, dass wir ihnen nicht entsprechen wollen, also weiterhin gegen sie protestieren müssen. Oder wir stellen fest, dass wir ihnen so sehr entsprechen, dass wir dabei unangenehm gesichtslos werden und deshalb beschämt um uns blicken, ob ja keiner unsere Überangepasstheit bemerkt hat.

Kein Jugendlicher will gesichtslos sein, alles, alles will und kann er sein – nur nicht übersehen darf man ihn. Denn ein Gesichtsloser wird nicht wahrgenommen. Er hat ja keine Augen, mit denen er einen anderen anziehen könnte.

Dieses Buch sucht die Jugendlichen von heute. Ich weiß nicht, ob ich sie finde. Einige unter ihnen gewiss, nämlich diejenigen, die in meine Praxis kommen. Doch reicht das, um für alle Jugendlichen zu sprechen? Als ich vor vielen Jahren ziemlich verzweifelt eine Veränderung in meinem Leben vornehmen wollte, doch nicht wusste, wo ich ansetzen sollte, hat ein Therapeut mein Leben sehr beeinflusst. Er sagte zu mir: „Anfangen ist das Schwerste, weil wir Menschen Gewohnheitstiere sind und uns nicht ungenauen und allzu offenen Wegen aussetzen wollen. Fangen Sie einfach mal an, auch ohne das genaue Ziel zu kennen.“

Ich werde verschiedene Zugänge zu den Jugendlichen von heute suchen. Ein wesentlicher Zugang wird der Versuch sein, im Spiegelbild von Jugendlichen früherer Generationen die heutigen jungen Menschen besser erfassen zu können. Die Jugend von heute hat das Phänomen der Jugend nicht erfunden. Sie geht, wie die Jugendlichen aus früheren Generationen, einfach weiter auf ihrem Entwicklungspfad, der ein großes Ziel hat: Nämlich erwachsen zu werden und ein selbstverantwortliches Leben führen zu können mit einem eigenen Beruf und guten Liebeserfahrungen. Oder, um es klar und gebündelt mit Freud zu sagen: „Gesundheit ist die Fähigkeit, lieben und arbeiten können.“

Das Buch ist in drei Teile untergliedert. Zuerst wird allgemein der aktuelle Zeitgeist erörtert, der uns eben auch tüchtig auf den Geist und in die Seele fahren kann.

Im zweiten Teil erzählen mir sieben bekannte und unbekannte Menschen zwischen 57 und 93 Jahren ihre Kindheit. Zwei von ihnen, Michaela Lentz und Richard Marx, sind leider inzwischen verstorben. Das Merkmal, das mich in Bezug auf das Thema Kindheit in diesen sieben Erzählungen am meisten beeindruckt hat, versuche ich dann in eine Beziehung zur Gegenwart und den heutigen Kindern und Eltern zu setzen. Ich bemühe mich also, die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Jugend von gestern mit den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Jugend von heute zu verbinden. Wie haben Eltern früher erzogen? Was musste damals den Kindern in den Augen der Eltern unbedingt fürs Leben mitgegeben werden? Und welche Überzeugungen leiten heute die Eltern in ihrem Erziehungsverhalten? Wie ist ein junger Mensch mit dem Verlust seiner Heimat vor 60 Jahren umgegangen? Warum war für Hans Hopf vor 70 Jahren seine Großmutter wichtiger als die eigenen Eltern? Wieso wurde aus einer Schweizer Musikerin, die jetzt 64 Jahre alt ist, eine kreative Mutter und Frau mit kreativen Kindern? Und warum sind doch recht viele der heutigen Jugendlichen etwas garantiert nicht mehr – nämlich wild und eigensinnig?! Wie hat es sich angefühlt früher, ein Vertriebener oder Verfolgter zu sein, und warum macht einigen jungen Deutschen die große, weite Welt, wie sie über unsere Grenzen hereinströmt, gerade so große Angst? Es wird um Schule damals und heute gehen, um Erziehungsstile, um alte und neue Familienbilder, um Pragmatismus und Idealismus in der Zukunftsplanung für unsere Kinder.

Im dritten Teil versuche ich eine Auswertung dieser hier vorgestellten Kindheitsgeschichten und bemühe mich um einen hoffentlich für Sie, die Leser, fruchtbaren Ausblick mit hoffnungsvollen Antworten. Vielleicht finden wir im gemeinsamen Nachdenken – Sie, die Leser, und ich – ein paar Antworten. Denn ich kann mir das Leben nur dialogisch vorstellen. Deswegen ist mir im Mittelteil der Dialog – zwei Menschen im Gespräch und auf Augenhöhe – so wichtig. Auch wenn es hier, im Buch, kein physischer Dialog sein kann.

Zum Schluss dieser Einleitung noch ein persönliches Wort: Mein letztes Buch hat mich gelehrt, dass man sich auch als PsychoanalytikerIn zeigen muss. Ich weiß, dass einige Kollegen das anders sehen. Doch

je länger ich praktiziere, umso mehr habe ich für mich entschieden: Es kommt nur zu einem Kontakt auf Augenhöhe mit meinen kleinen und großen Patienten, wenn diese das Gefühl haben können, dass in meinem Leben ebenfalls nicht alles geklappt hat. Also wenn sie der Wahrheit begegnen. Patienten neigen dazu, uns Therapeuten zu idealisieren. Wir, so glauben sie, haben, lapidar ausgedrückt, keine allzu großen Probleme mehr – wenn wir denn überhaupt je welche gehabt haben. Das stimmt nicht. Wir hatten und haben vielleicht immer wieder einmal Probleme. Aber wir müssen sie den Patienten nicht erzählen. Das interessiert sie nicht und deswegen kommen sie nicht. Sie suchen in einer schwierigen Lebenssituation unsere professionelle Hilfe. Auf so eine Haltung und Erwartung haben sie Anspruch. Sie dürfen erwarten, dass wir unsere Arbeit mit ihnen sorgfältig reflektieren. Das haben wir in unserer langen psychoanalytischen Ausbildung gelernt. Doch ob eine positive Bindung möglich wird, gespeist von Vertrauen und Lernbereitschaft, das hat nicht allein mit unserer guten und professionellen Ausbildung zu tun, sondern mit unserer Sicht auf Beziehung. Und meine Sicht ist: Ich muss greifbar sein, emotional erlebbar für mein Gegenüber. Dazu gehört meiner Meinung nach auch, dass ich mich, wenn es passt, mit einer eigenen Erinnerung, einem eigenen Gefühl von Angst, Glück oder Verzweiflung sichtbar mache. Deswegen sind in diesem Buch ein paar wenige persönliche Erfahrungen eingestreut. Ich kenne nur eine Geschichte inzwischen wirklich gut und in allen Schattierungen. Und das ist meine eigene. Den gescheiterten Satz der amerikanischen Schriftstellerin Fanny Hurst, „es gibt nichts Qualvolleres als eine nicht erzählte Geschichte mit sich rumzutragen“, habe ich dahingehend abgeändert, dass es nichts Schöneres und Aufregenderes gibt, als seiner eigenen Geschichte im Verlauf des Lebens habhaft zu werden. Dann erst kann das eigene Leben sicher werden und jeder Einzelne von uns die gestaltende Kraft in seinem eigenen kostbaren Leben sein.



# Erster Teil

## 1. Noch nie haben Eltern so viel gewusst – und so unsicher erzogen

Wir begegnen aktuell einer Situation, die die Menschen aus dem alten Griechenland unruhigen Schrittes zur Sphinx getrieben hätte mit der Frage: „Sag mir, warum ich so viel weiß von meinem Kind und es trotzdem nicht verstehe.“ Die Sphinx hätte wie Heraklit – wir fantasieren jetzt einfach einmal – verschlüsselt geantwortet: „Geh und finde dich selbst.“ Vielleicht hätten unsere Vorfahren durch diese Antwort zu einem Umgang mit ihren Kindern gefunden und mit ihr etwas anfangen können. Und wir heute?

Ich habe einem Vater genau diese Antwort gegeben auf seine Frage, wie er dem respektlosen Sohn begegnen könne. Seine Reaktion, ziemlich aufgebracht: „Geht es auch etwas klarer?“ Ja. – „Sie sind ein kluger Mann, Sie haben einiges erreicht im Leben und trotzdem lassen Sie es zu, dass Ihr Sohn Sie ‚Arschloch‘ nennt!“ Wir haben dann darüber gesprochen, dass es nicht um ein mit Härte formuliertes Verbot dieses Ausdrucks gehen könne – was der Vater schon x-mal erfolglos zur Anwendung gebracht hatte – sondern darum, zu verstehen, welche Instanz im Vater mit dieser Beschimpfung völlig einverstanden sei. „Sind Sie denn ein Arschloch?“, frage ich weiter. – „Sicherlich nicht! (Lange Pause.) Na ja, manchmal schon.“ Und dann fallen diesem Vater Situationen ein, wo er „nicht auf dem üblichen Level operiert hat“. Doch eine Erklärung dafür habe er jetzt nicht parat. Er raste aus, auch seinen anderen Kindern gegenüber, auch seiner Frau gegenüber, wenn die „was nicht kapieren wollen“. Dann gehe das Temperament mit ihm durch. – „Das Temperament oder der kleine Junge, der Sie einmal wa-

ren und der bis heute nicht kapiert hat, warum es so schlimm war als Kind, wenn Sie damals etwas nicht sofort begriffen haben?“ Ihm fallen in dieser und den folgenden Stunden Situationen mit seinem Vater ein, in denen er gedemütigt wurde, weil er den Schulstoff nicht auf Anhieb verstanden hatte. „Sie glauben es nicht, ich habe diese Szenen völlig vergessen, ist so lange her.“

Wir vergessen nicht, was uns gedemütigt hat. Ich vergesse bis heute nicht, dass ich im Sport mit empfindlichen 16 Jahren immer übrig geblieben bin beim Zusammenstellen der Volleyball-Mannschaft. Keine der Auswählenden wollte mich, weil ich einfach den Ball nicht übers Netz brachte. Ich blieb sitzen und ging dann zu der Mannschaft, die das letzte Mädchen nehmen musste, damit beide Mannschaften gleich viele Mitspielerinnen hatten. Allerdings habe ich es dann beim Abschluss zur Grundschullehrerin den Mädchen „heimgezahlt“, die – so meine *subjektive* Wahrnehmung – schadenfroh bis mitleidig jahrelang Zeuginnen meiner Demütigung geworden waren. Bei dieser Prüfung habe ich eine Eins (in der Schweiz eine Sechs) in Geräteturnen geholt – im Gegensatz zu den meisten der eher „sportlichen“ Ballspielerinnen. Die Erinnerungen an diese subjektiv empfundene – und nicht reale! – Demütigung sind mit den Jahren natürlich verwischt, grau geworden und gnädig verblasst. Geblieben ist meine Ablehnung von Ballspielen, mit einer Ausnahme: Fußball. Den haben wir damals im Mädchensportunterricht nicht gespielt. Sonst hätte ich nicht einmal meinen Lieblingssport in die Zeitrechnung nach der Schule hinüberretten können.

Die Schule ist *eine* Zeitrechnung, das Leben nach der Schule eine ganz andere und, will mir scheinen, weit wichtigere. Das vergessen viele Eltern. Wie vielen Männern, und inzwischen auch immer mehr Frauen, begegne ich in meiner Praxis, die keine guten Schüler und Schülerinnen waren – und beruflich erfolgreich geworden sind. Noch sind es vor allem Männer. Man stellte sie damals noch nicht unter das Damoklesschwert von ADHS. Sie waren einfach nicht motiviert genug in der Schule. Sie waren schüchterne oder sperrige Buben, die keinen Sinn im Stillsitzen, Gedichtaufsagen oder Auswendiglernen ausmachen konnten und noch weniger Freude am disziplinierten, braven Lernen hatten. Die wahren Herausforderungen fanden für sie woan-

ders statt, etwa auf dem Pausenhof oder in der Freizeit. Es war fürs Ego dieser Jungengeneration viel bedeutsamer, sich gegenüber anderen Jungs und Jungenbanden behauptet zu haben. So schildert es mir auch mein Mann und mit ihm andere Männer aus unserer Altersgruppe der Ü50-Jährigen.

Die Eltern wussten damals nicht genau, was ihre Buben und manchmal auch die Mädchen so trieben an den freien Nachmittagen. Doch beim Abendessen waren zumindest alle Zehn- und Elfjährigen wieder brav zu Hause.

Wieder zu Hause. Das gibt es heute, jedenfalls hier in Bayern, kaum noch. Die Eltern kennen den genauen Tagesablauf ihrer Kinder. Auch wenn diese unterwegs sind, sorgt das Handy für lückenlose Kontaktbereitschaft. Erst bei den 14-Jährigen bekommt diese Kontaktbereitschaft Risse – was die Eltern dann auch entsprechend beunruhigt. „Warum geht meine Tochter nicht ans Handy? Ich habe schwer den Verdacht, dass die sich irgendwo rumtreibt. Sie ging früher immer ans Handy, so kann ich ihr doch nicht mehr vertrauen!“

Die 14-jährige Nadine hat mir 2014 ihre „sieben Todsünden der Eltern“ aufgeschrieben, die ich hier wiedergeben darf. Ich war von dieser Auflistung begeistert, weil ich durch sie spontan den Eindruck gewonnen habe, dass auch die heutigen jungen Menschen, die ziemlich abgelenkt wirken mit Whatsapp, Snapchat, Instagram und Twitter, doch sehr genaue Beobachter ihrer Eltern und der gemeinsamen Lebensumstände sind:

- 1) Vergleiche mit anderen Kindern oder Geschwistern
- 2) Der Blick der Mutter bei einer schlechten Schulleistung: so enttäuscht, so traurig
- 3) Abschieben der eigenen Sorgen auf die Kinder
- 4) Eindringen in die Privatsphäre des Kindes
- 5) Schuld zuschieben. Das heißt, man macht etwas, die Mutter schimpft und lässt einen nicht einmal zu Wort kommen.
- 6) Kontrolle des Facebook-Profiles
- 7) Mangelndes Zutrauen und wenig Vertrauen

Auf einige dieser wahrhaftigen Todsünden der Elternschaft will ich gar nicht eingehen. Sie werden schon in meinem letzten Buch, „Damit Kindern kein Flügel bricht“, ausführlich besprochen, vor allem die Todsünden eins bis drei. Doch die vierte und vor allem die siebte Todsünde sollen hier viel Raum bekommen. Die wissenden und in Sachen Kindererziehung gut informierten Eltern trauen ihren Kindern aktuell so wenig zu wie schon seit vielen Generationen nicht mehr üblich. Hat es in den letzten zwei bis drei Generationen überhaupt Eltern gegeben, die ihren Nachwuchs dermaßen kontrolliert und überwacht haben? Mein Gefühl sagt eher nein.

## 2. Am Mittagstisch reden die Eltern

Christian von Weber (79), ein direkter Nachkomme des Komponisten Carl Maria von Weber, erinnert die Mittagstafel in der Familie und stellt trocken fest: „Als wir klein waren, haben mein Vater und meine Mutter sich unterhalten. Es wäre keinem von uns Kindern in den Sinn gekommen, mitzureden oder die beiden in ihrem Gespräch zu stören. Wir haben zugehört. War nicht sehr interessant. Aber so war es einfach.“ (Zitiert aus einer persönlichen Mitteilung.)

Bei mir und den meisten meiner dazu befragten Freunde aus der Schweiz und aus Deutschland war es ähnlich. Die Eltern haben sich über ihre Arbeit, die dortigen Probleme, über Aktienbewegungen, über Gewinne und Verluste unterhalten. Es war langweilig. Meine Schwester und ich haben nur auf den Moment gewartet, bis sich unser Vater endlich zum Mittagsschlaf zurückgezogen hatte. Beide stürzten wir uns sogleich auf die Hausaufgaben, denn danach waren wir frei, dann gehörten die Nachmittage uns. Jeder Nachmittag gehörte uns – außer Donnerstag, da hatte ich Ballett und Klavierunterricht. An zwei, und in den höheren Klassen drei Nachmittagen hatten wir Schulunterricht. Als ich dann älter wurde und in die Pubertät kam, eigene Gedanken und Ansichten entwickelte, entfaltete sich beim Mittagessen eine richtige Streitkultur: Meine Eltern waren pro Amerika, ich pro Mao Tse-tung, pro Sowjetunion (in bester Gesellschaft mit Philosophen wie

Jean-Paul Sartre – sogar ein Jean-Paul Sartre wusste damals nicht genug). Jetzt war es nicht mehr langweilig. Doch mitunter ärgerlich. Die Eltern standen politisch eher rechts, freisinnig-liberal hieß das damals in der Schweiz, ich stand links. Mein Vater war stolz auf seine argumentierende Tochter, meine Mutter betrübt über meine „rebellischen Ansichten. Wir haben doch Amerika so viel zu verdanken, wie kannst du nur?“ Die empörte Tochter: „Was hat die Schweiz, bitteschön, Amerika zu verdanken, Mami? Also wirklich!“ Diese entgegnete: „Ja, irgendwie schon etwas. Ach, bist du anstrengend. Amerika schaut, dass die nicht hinter dem Eisernen Vorhang hervorkommen, da, in der Sowjetunion.“ Worauf ich dagegenhielt: „Jetzt hör aber auf! Die Amerikaner sind die Guten, die Russen die Bösen – unser Geschichtslehrer hat gesagt, einem Gut-Böse-Schema müsst ihr immer misstrauen. Und ich weiß genau, Herr Wüthrich (der damalige von mir und vielen anderen Schülern so geschätzte und mit Leidenschaft unterrichtende Geschichtslehrer) hat Recht!“ Meine Mutter hilflos zum Vater: „Jetzt sag halt auch mal was! Das ist doch beunruhigend, der Wüthrich ist ein heimlicher Kommunist, auch wenn er bei den Sozis ist, und die Schüler glauben ihm alles. Da muss man doch was tun!“

Ich gebe diese Mittagsrunde so ausführlich wieder, weil sie zweierlei zeigt: Einerseits eine in den 1960er- und 70er-Jahren verbreitete politisierte Familienstreitkultur, egal, ob da Schweizer oder Deutsche am Mittagstisch sitzen. Andererseits wird hier der Scheinwerfer auf eine ganz gewöhnliche Familie gerichtet, in der die Kinder inzwischen Jugendliche sind und somit zu eigenen Sichtweisen aufbrechen – und damit auch am Tisch nicht mehr schweigen müssen.

Heute ist alles anders. Da sehen wir Kinder, bereits Drei- und Vierjährige, die die Worthoheit über den Esstisch haben. Das kann, laut genervter Patienteneltern, so weit gehen, dass der Vater seinen Teller packt und im Zimmer nebenan weiterisst: „Ich muss mich einfach erholen können“, beklagt sich Herr B., „und dieser Stress beim Essen, das macht dich fertig! Unser Sohn mit seinem ADHS, nicht einen Augenblick sitzt er ruhig da. Er reißt seinem Bruder das Glas aus der Hand und schreit ‚es gehört mir‘! Dann wirft er die Butter auf den Boden, zwickt die kleine Schwester beim Aufheben in das Bein, die heult los,

meine Frau schreit: ‚Tu doch mal was! Wenn das so weitergeht, seht ihr mich bald nicht mehr, ich kann einfach nicht mehr!‘ Bis ich dann eben den Teller nehme und ins andere Zimmer gehe und so tue, als ob ich die Eskalation nebenan nicht mehr mitbekomme.“ Früher nannte man diese Jungen „Zappelphilipp“:

„Ob der Philipp heute still  
wohl bei Tische sitzen will?“  
Also sprach im ernstesten Ton  
der Papa mit seinem Sohn,  
und die Mutter blicket stumm  
auf dem ganzen Tisch herum.  
Doch der Philipp hörte nicht,  
was zu ihm der Vater spricht.  
Er gaukelt  
und schaukelt,  
er trappelt  
und zappelt  
auf dem Stuhl hin und her.  
„Philipp, das missfällt mir sehr!“

Philipps Vater verlässt zwar nicht den Familientisch, doch er büßt empfindlich an Autorität ein, weil er es nicht schafft, in einen persönlichen Kontakt zum Sohn zu treten. Er redet über den Sohn, erst zum Schluss zu ihm, anstatt mit ihm – von der stummen und genauso hilflosen Mutter ganz zu schweigen. Kein günstiger Erziehungsstil, nebenbei gesagt.

Herr B. ist keine Ausnahme. Er muss sich auch nicht dafür schämen, dass es in seiner Familie beim trauten kulinarischen Zusammensein drunter und drüber geht. Es geht heutzutage in vielen anderen Familien genauso zu. Und wer jetzt vorschnell vermutet, dass es sich hier um wenig strukturierte, wirtschaftlich schwache Familien handelt, täuscht sich. Gerade bei gut integrierten Migrantenfamilien finde ich oft etwas von der alten, „ordentlichen“ Essenskultur wieder, die diesen Namen noch verdient. Die Generationenschanke und der Respekt den Eltern gegenüber ist dort noch vorhanden.

Was im geschilderten Beispiel also nicht mehr funktioniert, ist diese Generationenschanke. Wir haben in den Sequenzen aus der Jugend der 1950er- und 60er-Jahre gesehen, wie fest die Generationenschanke da noch gestanden hat. Heute muss man sie oft mit der Lupe suchen.

Martina (acht Jahre alt): „Ich sag’ der Mama beim Frühstück, was ich zu Mittag essen möchte.“

Paul (zehn): „Der Papa hat gestern gesagt, er und die Mama können sich nicht entscheiden, ob wir aus der Wohnung ausziehen sollen oder nicht. ‚Was möchtet ihr denn‘, fragten sie (die drei Söhne). Wir haben gesagt: Ausziehen, wenn die andere Wohnung so groß ist, dass meine Brüder und ich ein eigenes Zimmer bekommen, wenn nicht, dann wollen wir nicht. Jetzt bleiben wir in der alten Wohnung.“

Kirsten (elf): „Vier Gymnasien haben wir angeschaut. Die Mama hat gesagt, ich soll mich jetzt endlich entscheiden. Ich weiß aber nicht, in welche Schule ich gehen soll. Mir gefällt nur die eine, auf die meine Freundin geht. Doch die Mama sagt, davon soll ich es nicht abhängig machen. ‚Was, wenn ihr in einem Jahr nicht mehr Freundinnen seid? Dann hockst du auf der falschen Schule und bereust es, dass du keine andere ausgesucht hast‘, meint sie. Jetzt wissen wir nicht, was wir machen sollen.“

Sebastian (14): „Mein Vater hat gesagt, ich soll mir Mühe geben in der Schule. Viel mehr Mühe, sodass ich mal keine Schulden auf dem Haus habe. ‚Schuldenhaben macht dich fertig‘, hat er gesagt, ‚schau mich an““.

Karin (18): „Die Mama möchte nicht, dass ich jetzt ausziehe. Dann ist sie ganz allein. Sie will mich schon gehen lassen, hat sie gesagt, aber es sei natürlich einfacher, wenn sie mal einen Freund hat, weil so allein sein, das ist nicht lustig. Ich glaube ihr, dass das scheiße schwer ist. Und sie hat ja schon mit der Trennung vom Papa genug zu tun. Ich mag jetzt noch nicht ausziehen. Der Papa würde mir

zwar die Wohnung finanzieren, aber die Mami wäre ziemlich traurig, und ihr zahlt er ja auch keine Wohnung.“

Wo sind da die Kinder? In keinem der genannten Beispiele besteht eine feste, unverrückbare Generationenschanke. Die ist in dieser Eltern-generation leise und unbemerkt von allen am Familienbiotop Beteiligten abgebaut worden. Kinder und Jugendliche übernehmen Elternfunktionen – und die Eltern leisten sich, erschöpft vom Gelderwerb in unsicheren, auch „globalisiert“ genannten Zeiten, wenn sie nach Hause kommen, die Regression.

Im ersten Beispiel stellt die kleine Tochter das Essensprogramm zusammen. Was sie nicht isst, kommt nicht auf den Tisch. Im zweiten Szenario schaffen die Eltern eine von Eltern zu treffende Entscheidung nicht und delegieren sie kurzerhand an ihre Kinder. Im dritten Beispiel wird das einzige Kriterium außer Acht gelassen, das bei elfjährigen Mädchen zählt, nämlich, dass es die Schule sein muss, auf die die beste Freundin geht. Auf Sebastian lastet der ungeheure Druck, es mal besser machen zu müssen als der Vater. Karin wiederum traut sich nicht, der Mutter die Konsequenzen für deren Trennungsentscheidung zu überlassen. Mama ist so traurig. Jedes dieser Kinder ist überfordert, weil es Aufgaben der Eltern übernehmen muss. Diese Überforderung nennen wir Psychoanalytiker „die parentifizierte Generation“. Ich glaube, dass es das erste Mal in der Menschheitsgeschichte geschieht, dass dieses Phänomen eine ganze Kindergeneration umfasst. Sicherlich gab es schon früher Kinderschicksale, bei denen die Kinder stärker als die Eltern sein mussten, wenn zum Beispiel die Mutter von der alleinigen Verantwortung für die Kinder in Kriegszeiten nervlich sehr belastet war oder der Vater kriegstraumatisiert oder überhaupt nicht heimgekehrt ist. Martin Miller schreibt in seinem Buch „Das wahre Drama des begabten Kindes“ über seine kriegstraumatisierte Mutter, die berühmte Psychoanalytikerin und Bestsellerautorin Alice Miller: „Die Kinder werden Halt und Existenzgrundlage der Eltern. Sie müssen das emotionale Gegenüber repräsentieren, das in der schlimmen Zeit gefehlt hat [...]. Man nennt diesen Vorgang, die Umkehrung des Eltern-Kind-Verhältnisses, Parentifizierung. Eltern greifen, geplagt durch trauma-



tisch bedingte Intrusionen, auf die emotionale Unterstützung durch ihre Kinder zurück.“ Doch dies betraf nicht alle Eltern. Viele, gerade die Trümmerfrauen, sind gestärkt aus der Kriegskatastrophe hervorgegangen. Was zwei Kriege und ihre traumatischen Auswirkungen im 20. Jahrhundert nicht geschafft haben, beobachten wir jetzt: eine **Elternführungsschwäche** und Kinder, die erwachsen sein müssen – ohne es zu sein.

### 3. Die gut informierte Elterngeneration

Immer wieder beobachte ich bei Eltern Kopfschütteln. Zweifel. Große Nachdenklichkeit. Kummer, ziemlich viel Kummer. Ihre emotionale Befindlichkeit lässt sich vielleicht am ehesten in einer Frage zusammenfassen: Warum ist Erziehung so schwer geworden?

Die Eltern (v. a. die Mütter) lesen doch so viel. Sie wissen viel mehr über Kindererziehung und Kinderentwicklung als frühere Elterngenerationen. Sie gehören nicht mehr zu einer Generation, die noch gelernt hat, dass man Babys ruhig weinen lassen soll, weil es angeblich abhärtet, nach dem Motto: „Die beruhigen sich dann schon wieder und schaden tut es auch nicht, weil die dann gleich wissen, dass sie die Eltern nicht beherrschen können.“ Heute wissen wir alle viel mehr. Und dieses Mehr ist kein überflüssiges Wissen, sondern basiert auf der modernen Kleinkindforschung und Bindungstheorie. Als ich neun Monate alt war, kam ich wegen einer schweren Hüftluxation für einige Wochen in die Kinderklinik Balgrist in Zürich. Die behandelnden Ärzte waren dort noch auf dem Wissensstand, dass Mütter ihre Babys besser nicht besuchen sollten. „Das macht das Baby nur traurig, wenn Sie dann wieder gehen, also ersparen Sie das Ihrem Kind“, so hieß es. Meine Mutter hat es ihrem Kind erspart. Und nach drei Wochen erhielt sie, die zu Hause fast täglich vor Sehnsucht und Schuldgefühlen geweint hatte, ein Baby mit einer schweren Säuglingsdepression zurück. Nicht erkannt von den behandelnden Ärzten in der renommierten Kinderklinik in Zürich. „Sie war sehr brav“, sagten die dort nur, als meine Eltern mich abholten. Gott sei Dank diagnostizierte der intuitiv